Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 129 (1961)

Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schweizerische
kirchenzeitung
INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 27. APRIL 1961 | VERLAG RÄBER & CIE. AG., LUZERN | 129. JAHRGANG NR. 17

Papst Johannes XXIII.
verordnet Gebete für das 2. Allgemeine Vatikanische Konzil

APOSTOLISCHER BRIEF AN DIE BISCHÖFE

Das kommende Pfingstfest steht schon ganz im Zeichen des angekündigten Ökumenischen Konzils. In Form eines Apostolischen Briefes, der an den Episkopat gerichtet und vom 11. April datiert ist, verordnet Papst Johannes XXIII., daß an Pfingsten in der ganzen Kirche Fürbitten für das Gelingen des 2. Allgemeinen Vatikanischen Konzils verrichtet werden (De supplicatione habenda proximo festo Pentecostes pro Concilio Oecumenico Vaticano II). Das päpstliche Dokument ist erschienen im «Osservatore Romano», Nr. 91, Mittwoch, den 19. April 1961, und wird nachfolgend in ungekürzter Originalübersetzung wiedergegeben. J. St.

Ehrwürdige Brüder,

Gruß und Apostolischen Segen!

Seit unserm Entschluß, ein Allgemeines Konzil abzuhalten, haben wir täglich zu Gott gebetet, Er möge die Fülle Seines Erbarmens über die Kirche und ihre Hirten ausgießen. Denn die Abhaltung eines Konzils ist ein großes Werk, zu dessen Bewältigung menschliche Kräfte nicht ausreichen; vielmehr empfängt es seine Bedeutung und Durchschlagskraft durch unsern Erlöser, der Seinen Aposteln versprach, Er werde den Vater bitten, daß Er ihnen einen andern Tröster gebe, den Geist der Wahrheit: «Er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe» (Joh 14, 26).

Aus diesem Grunde haben wir Euch, ehrwürdige Brüder, und alle Gläubigen, im besondern die Priesteramtskandidaten, die Kinder und die Kranken immer wieder aufgefordert, die Gebete und Opfer zu verdoppeln, damit wir die Huld und Gnade des allmächtigen Gottes erlangen.

Mit Freuden haben wir die Beweise göttlicher Hilfe und Eures Eifers erfahren, indem das Vorhaben, das wir im Kloster der Basilika zu St. Paul erwartungsvoll ankündigten, bereits in einer Weise Gestalt annimmt, die aller Beachtung wert ist und die Bewunderung und einhellige Anerkennung der Kardinäle und Bischöfe findet und die Gläubigen der ganzen Welt mit Freude erfüllt. Was ein bescheidenes Samenkorn schien, wächst heran zum kräftigen Baum, der mit seinem Blätterschmuck, seinen Blüten und Früchten der Kirche zur Zierde gereicht.

Wir wollen die Barmherzigkeit des Herrn ewig preisen und Ihm demütig danken, daß Er diesem schwierigen Unternehmen in so reichem Maß seine Hilfe angedeihen ließ.

Weil aber die Vorbereitungsarbeiten für das Konzil intensiviert werden und man die Notwendigkeit vermehrter Gebete immer dringender verspürt, wünschen wir, ehrwürdige Brüder, daß am nächsten Pfingstfest, dem — wie es Brauch ist — eine neuntägige Andacht vorangehe, in der ganzen Kirche gemeinsam mit uns inständige Gebete zum Heiligen Geist verrichtet werden, damit Er vor allem denjenigen beistehe, die mit der Vorbereitung des Konzils betraut sind: Er, der Quell des Lebens, Feuer und Liebe heißt, möge ihren Geist erleuchten und mit göttlicher Gnade erfüllen.

Es möge angerufen werden die mächtige Fürbitte Mariens, der Jungfrau und Gottesgebärerin, die die Mutter der Gnade und die himmlische Patronin des Konzils ist; und man möge seine Zuflucht nehmen zum heiligen Joseph, ihrem keuschesten Bräutigam, dessen Schutz wir das Konzil neulich empfohlen haben.

Um diesem feierlichen Bittgebet Glanz zu verleihen, werden wir am Pfingstfest in der Basilika zu St. Peter, in der das Konzil stattfinden wird, einigen Bischöfen, die zur Verkündigung des Evangeliums in fernen Ländern bestimmt sind, persönlich die Bischofsweihe erteilen.

Wir wünschen außerdem, daß all das unternommen und gefördert werde, was geeignet ist, den Gläubigen die Bedeutung und die Ziele des nächsten Allgemeinen Konzils vor Augen zu führen.

Wir hoffen zuversichtlich, ehrwürdige Brüder, daß der allmächtige Gott und die himmlischen Patrone unsere Gebete erhören, und daß die Kirche, in ihrer Schönheit weithin erstrahlend, allen ein Schauspiel der Einheit, Wahrheit und Liebe biete, dessen Anblick diejenigen anzieht, die bis heute außerhalb ihres mütterlichen Schoßes leben.

Von dieser Zuversicht beseelt, erteilen wir Euch allen, ehrwürdige Brüder, und der gesamten Euch anvertrauten Herde aus ganzem Herzen unsern Apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am 11. April 1961, im dritten Jahr unseres Pontifikates.

Johannes XXIII. PP.

(Originalübersetzung für die «SKZ» von J. St.)

AUS DEM INHALT

Papst Johannes XXIII. verordnet Gebete für das 2. Allgemeine Vatikanische Konzil

Die Kirche Christi eine complexio oppositorum

Was der Muttergottesverehrung schadet

Die Rassenfrage in New York

Ordinariat des Bistums Basel

Die Passion der Kirche in Afrika

40 Jahre Apostolische Administratur Innsbruck-Feldkirch

Neue Bücher

Die Kirche Christi eine complexio oppositorum

GRUND, SINN UND AUSSICHTEN DIESER GEGENSÄTZE

(Fortsetzung)

Als erstes in der Frühgeschichte der Kirche bezeugtes Beispiel dafür, wie ein starres Festhalten an einer überlieferten Auffassung oder Einrichtung in der kirchlichen Gemeinschaft zu scharfen Spannungen und Auseinandersetzungen führen muß, erwähnen wir jene Juden-Christen, die in ihrem Eifer für eine möglichst genaue Beobachtung des mosaischen Gesetzes auch auf die Beibehaltung der Beschneidung als Bundeszeichen drangen. Die Judaisten der Urkirche sind als Vorbild und Urtyp der Traditionsfanatiker in die Geschichte eingegangen. Unter Traditionsfanatiker sind, wie wir bemerkten, nur jene gemeint, die sich nicht nur in keiner Weise von der Fragwürdigkeit und Brüchigkeit einer «frommen Überlieferung» oder eines «ehrwürdigen Brauches» überzeugen lassen und an ihnen wie an einem unantastbaren Offenbarungsgute festhalten, sondern es auch als Gewissenspflicht betrachten, die Rechtgläubigkeit jener in Zweifel zu ziehen, die auf wissenschaftliche Gründe hin solche Traditionen nicht mehr anzuerkennen vermögen[1].

Ein weiteres Beispiel solcher Spannungen und Gegensätze sind die *geistlichen Fürstentümer* des Mittelalters und der neuern Zeit, der *Kirchenstaat* miteingeschlossen, und die sog. *Universalmonarchie* des mittelalterlichen Papsttums.

Der Standpunkt Christi

Als der Stifter der Kirche, Christus der Herr, vor dem Stellvertreter des Kaisers stand, gab er auf die Frage, ob er der König der Juden sei, die Antwort: «Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener kämpfen, damit ich nicht in die Hände der Juden falle. Nun aber ist mein Reich nicht von hier. Jawohl, ich bin ein König; dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Jeder, der ein Freund der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme» (Joh 18, 33—37). In den Worten, mit denen er seinen Aposteln das Lehr-, Priester- und Hirtenamt übertrug (Mt 18, 18; 28, 19), den Kepha-Petrus als Fundament seiner Kirche und als seinen Hausmeister (Mt 16, 18 f.), als Hüter des wahren Glaubens (Lk 22, 32) und als obersten Hirten seiner Herde (Joh 21, 15—17) bestellte, findet sich nicht die geringste Spur von weltlichen Rechten und Ansprüchen. Sooft der Hohe Rat der Juden den Aposteln die Predigt im Namen Jesu verbieten wollte, beriefen sich diese nicht etwa auf eine Sonderstellung im Staate, sondern auf den Auftrag Gottes, dem mehr zu gehorchen sei als den Menschen (Apg 4, 18—20; 5, 29). Seinem Schüler Timotheus schrieb Paulus: «Keiner, der im Felde steht, verwickelt sich in das gewöhnliche Treiben des Lebens; er will seinem Kriegsherrn gefallen» (II, 2, 4).

Die Kirche als Besitzerin weltlicher Rechte und Güter

Während der Jahrhunderte der römischen Christenverfolgungen bestand für ein Glied der kirchlichen Hierarchie kaum die Möglichkeit und die Versuchung, sich mit weltlichen und staatlichen Geschäften zu befassen, und als Paul von Samosata, im Jahre 260 zum Bischof von Antiochien erhoben, das einträgliche Amt des Obersteuereinnehmers der Königin Zenobia von Palmyra, der damaligen Herrin von Syrien, beibehielt, ein Amt, das ihm ein luxuriöses Leben erlaubte, gab er damit den Christen ein nicht geringes Ärgernis; freilich noch größer war das Ärgernis, das er mit der Leugnung der wahren Gottheit Jesu gab, bis es einer Synode (268) gelang, ihn des Irrtums zu überführen und abzusetzen. Das wurde anders, als Kaiser Konstantin d. Gr. († 337) dem Christentum die Gleichberechtigung mit dem Heidentum zuerkannte (313) und Kaiser Theodosius d. Gr. (379 bis 395) das katholische Christentum als die allein berechtigte Staatsreligion erklärte. Angesichts der Korruption der römischen Beamtenschaft lag es im wohlverstandenen Interesse des Staates, wenn der Kaiser die Bischöfe mit der Aufsicht über die Verwaltung der Präfekten betraute. Als in den Zeiten der Völkerwanderung das sich auflösende weströmische Reich *nicht mehr* und die sich erst bildenden germanischen Staaten *noch nicht* eine geordnete Verwaltung der Städte und der Provinzen durchzuführen vermochten, waren es vielfach die Bischöfe, nicht zuletzt der Bischof von Rom, die als Verwalter des beträchtlich gewachsenen Kirchengutes und als Erben der hohen antiken Kultur die Funktionen der staatlichen Beamten übernehmen und ausüben mußten. So kam es, daß der Bischof von Rom für den Ducatus Romanus wichtiger wurde als der Kaiserliche Präfekt, und daß in den christlich und katholisch gewordenen Reichen der Langobarden (Ober- und Mittelitalien), der Franken (Gallien), der Westgoten (Spanien), der Angelsachsen (England) die Bischöfe die Berater und Kanzler der Könige wurden. Wollte sich ein König für solche Dienste dankbar erweisen, so konnte er in der damaligen Zeit der Naturalwirtschaft dies nur dadurch tun, daß er das Bistum mit königlichen Lehensgütern und den damit zusammenhängenden weltlichen Rechten ausstattete; das gleiche gilt auch von den Abteien, die mehr und mehr neben den Bistümern zu hoher Bedeutung gelangten. Die Ausstattung kirchlicher Institute mit weltlichen Herrschaftsgebieten und -rechten brachte dem Staate zwei große Vorteile: 1. wurde in den geistlichen Fürstentümern das Volk rascher christianisiert und kultiviert als anderswo, und 2. blieb so das Reichsgut der Krone eher erhalten als bei den weltlichen Lehensmannen, die es nur zu gut verstanden, das Lehen erblich zu machen und in eine Territorialherrschaft zu verwandeln. Aber auch die Untertanen hatten unter einer geistlichen Herrschaft viel eher Aussicht, zu größerer Freiheit und Selbständigkeit zu gelangen als unter einem weltlichen Herrn.

Nachteile der fürstlichen Stellung

Aber so unvermeidlich und für die staatliche und kulturelle Entwicklung Europas *vorteilhaft* die Ausstattung kirchlicher Institute (Bistümer, Abteien, Kapitel) mit königlichen Lehensgütern und fürstlichen Rechten war, für die Kirche selber konnte und mußte sich dies alles im allgemeinen eher *nachteilig* auswirken, weil der «Mann Gottes» auf diese Weise in weltliche Geschäfte hineingezogen wurde, die nur zu sehr geeignet waren, ihn von seiner eigentlichen Aufgabe abzulenken. Durch die vielgepriesene enge Verbindung von Kirche und Staat seit dem Frühmittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein kam wohl sehr viel Geistliches und Heiliges in die profane und bürgerliche Welt hinein, aber auch nicht wenig Weltliches und Profanes in den Bereich des Kirchlichen und Geistlichen hinein, weil es nur wenigen Gliedern der kirchlichen Hierarchie gelingen konnte, den geistlichen und weltlichen Bereich zugleich und mit der jedem Teil zukommenden richtigen Weise zu besorgen. Wenn aber einer der beiden Bereiche vom geistlichen Fürsten und dessen Organen vernachlässigt wurde, so wirkten sich die Schädigungen, die er erlitt, früher oder später auch für den andern Bereich schädlich aus. Die Spannungen, die im ausgehenden Mittelalter vielenorts zwischen der Bürgerschaft und dem geistlichen Stadtherrn bestanden, haben an der Annahme des neuen Glaubens durch die Bürgerschaft einen wesentlichen

[1] Beispiele hiefür bietet u. a. der an sich durchaus notwendige Abwehrkampf gegen den Modernismus unter Pius X., insofern nicht wenige Vertreter des sog. «integralen» Katholizismus und der «Ecole stricte» (unter den Exegeten) jede freiere und fortschrittliche Einstellung in den theologischen Wissenschaften, aber auch in den Fragen der Literatur und der Gewerkschaften als des Modernismus verdächtig hinstellten und an höherer und höchster Stelle denunzierten. Durch die später erfolgte Kanonisation dieses Papstes sind keinesfalls die dunklen Machenschaften des Sodalitium Pianum, dessen Geheimarchiv während des ersten Weltkrieges von den Deutschen in Gent aufgefunden, dann entziffert und bekanntgegeben wurde, entlastet oder gar legitimiert worden.

Anteil: so in Basel, in Genf, in Chur, in St. Gallen, in Konstanz usw. Im heutigen Italien ist der grundsätzliche Antiklerikalismus und Kommunismus nirgends so üppig ins Kraut geschossen wie in den ehemaligen Legationen des Kirchenstaates, in der Emilia, wo unter Leo XII. (1823—1829) zwei Kardinal-Legaten mit kirchlichen Strafen den Staat und mit staatlichen Strafen die Kirche zu schützen suchten (siehe Seppelt-Löffler, Papstgeschichte, S. 298 f., ferner S. 303).

Freilich vermochten im Zeitalter der Glaubensspaltung und der anschließenden katholischen Reform tüchtige und eifrige Fürstbischöfe und Fürstäbte mit der ihnen zustehenden weltlichen Macht ihre Gebiete entweder vor dem Abfall zu bewahren oder wieder zurückzugewinnen, so Otto v. Truchseß, Bischof von Augsburg (1543—1573), Julius Echter, Bischof von Würzburg (1573 bis 1617), Christof Blarer, Bischof von Basel (1575—1608), die Äbte von Fulda und St. Gallen, um nur einige der bekanntesten zu nennen. Die reichen Mittel des Fürstentums erlaubten es ihnen auch, Wohltätigkeitsanstalten und höhere Schulen, selbst Universitäten, zu gründen und zu unterhalten und als Kunstmäzene die wunderbaren Werke der Barock-Dome und -Residenzen auszuführen. Bei den letztgenannten Leistungen mag der Besucher und Beschauer sich fragen, ob für den Bauherrn die Ehre des Fürsten mehr als die Ehre Gottes im Vordergrunde gestanden sei[2].

Waren die bereits erwähnten Nachteile für das geistliche Amt bedenklich genug, die bei den geistlichen Fürsten das Geteiltsein zwischen kirchlichen und weltlichen Aufgaben und Pflichten mit sich brachte, so wurde für das geistliche Amt noch viel bedenklicher die Abhängigkeit von der weltlichen Macht, in die es mit einer gewissen Notwendigkeit geriet. Denn der Lehensherr betrachtete es als sein gutes Recht, den geistlichen Lehensmann entweder selber zu ernennen oder doch auf dessen Wahl einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Dabei gab gar nicht selten nicht das Wohl der Kirche, sondern die Rücksicht auf die Interessen des Staates, des Herrscherhauses den Ausschlag. Mit der altgermanischen Gesellschaftsordnung hing es ferner aufs engste zusammen, daß allmählich nur noch Angehörige des Adels zu den mit Reichsgut ausgestatteten kirchlichen Ämtern emporsteigen konnten und daß diese kirchlichen Institute als Versorgungsstellen der nachgebornen Herrensöhne galten, die einfach für den geistlichen Stand bestimmt wurden, gleichviel, ob sie gewillt und fähig waren oder nicht, den mit dem Stande und dem Amte verbundenen geistlichen Pflichten nachzukommen. Weil es im ausgehenden Mittelalter viele solche Bischöfe gab — auch späterhin gab es noch solche —, konnten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts große Teile Deutschlands, der skandinavische Norden, England samt Schottland durch die Reformation der Kirche verlorengehen. Diesem Geteiltsein zwischen geistlichen und weltlichen Pflichten und Aufgaben haben in Frankreich erst die Revolutionsjahre von 1789/90, in Deutschland die Säkularisation von 1803 und in Spanien der Bürgerkrieg von 1834 bis 1840 ein Ende gemacht. Die damit verbundenen Raubzüge auf das Kirchengut haben der Kirche freilich insofern schwer geschadet, als ihr dadurch sehr viele Klöster, höhere Schulen und Wohltätigkeitsanstalten verlorengingen. Aber dank den Konkordaten, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der Heilige Stuhl mit den verschiedenen Staaten abschloß, um die kirchliche Ordnung wieder herzustellen und das kirchliche Leben wieder in Fluß zu bringen, konnten die Bischöfe, der weltlichen Würden und Bürden ledig und soweit es von ihrem guten Willen abhing, sich wieder ihrem geistlichen Amte ungeteilt widmen, so daß das religiöse und geistliche Leben wieder erstarkte.

III.

Der Kirchenstaat

Ähnlich verhält es sich mit der weltlichen Herrschaft, die der *Bischof von Rom* im Kirchenstaate ausübte, und mit der führenden Stellung, die er in der europäischen Völkergemeinschaft einnahm, solange und soweit diese im Glauben geeint war. Zweifelsohne ist kein Staat so rechtmäßig entstanden wie der Kirchenstaat, und es lag gewiß im Plane der göttlichen Weltregierung und ihrer menschlichen Werkzeuge, nämlich des römischen Volkes und des Frankenkönigs Pippin (754—756), mit dem Kirchenstaate dem Papste als dem Stellvertreter Christi auf Erden die für die Leitung der Gesamtkirche notwendigen Einkünfte und gegenüber den weltlichen Großen die erforderliche Unabhängigkeit zu verschaffen. Aber wie fragwürdig das hiefür gewählte Mittel des Kirchenstaates war, sollte die Welt-, Kirchen- und Papstgeschichte beinahe fortwährend beweisen.

Tiefstand und Aufstieg des Papsttums

Die Herrschaft über den mit so viel Macht und Glanz dieser Erde verbundenen Stuhl Petri erschien sehr bald als recht begehrenswert den Kaisern aus den Herzogshäusern von Spoleto (891—898) und Friaul (915—924), dann den römischen Adelsfamilien der Crescentier (10. und 11. Jahrh.) und der Tusculaner (11. Jahrh.). Es war dies für das Papsttum das «saeculum obscurum bzw. ferreum[3]». Zwar befreiten die römischen Kaiser deutscher Nation Otto I. (962) und Heinrich III. (1046) das Papsttum aus den Klauen dieser Adelsgeschlechter, nahmen aber für sich und ihre Nachfolger das Recht in Anspruch, den Papst selber zu ernennen oder doch seine Wahl zu bestätigen. Erst der zielbewußten und tatkräftigen Politik des Mönches Hildebrand, der seit 1048 der Ratgeber von vier Päpsten war und — wider seinen Willen — 1073 als Gregor VII. auf den Stuhl Petri erhoben wurde, gelang es, das Papsttum von dieser Bevormundung zu befreien. Im *Dictatus Papae* (1075) hat er dann für sich und seine Nachfolger ein Regierungsprogramm aufgestellt, das tatsächlich auf eine Universalmonarchie des Papsttums hinauslief. Dabei griff er aber nur Ideen wieder auf, die sich bei den hll. Augustin († 430), Gregor d. Gr. († 604) und Niklaus I. († 867) vorfinden, die er weiterführte, schärfer zuspitzte und systematisierte. Er griff aber auch auf das Constitutum Constantini (konstantinische Schenkung) zurück, das damals allgemein als echt galt, das den Papst als den Stellvertreter des Kaisers im ganzen Abendlande hinstellte und ihn mit den kaiserlichen Insignien und Vorrechten ausstattete[4]. Da es dem Papste nur darum ging, in der christlichen Völkerfamilie des Abendlandes die gottgewollte Ordnung herzustellen und aufrechtzuerhalten, nahm Gregor VII. im Dictatus Papae das Recht in Anspruch, den Kaiser abzusetzen und die Untertanen vom Treueide gegen Für-

---

[2] Man denke etwa an die Residenzen der Fürsterzbischöfe von Salzburg und der Fürstbischöfe von Würzburg.

[3] In der langen Reihe der Päpste dieser Zeit gibt es nur ganz wenige, die positiv als unwürdig und «schlecht» bezeichnet werden dürfen und können. Aber die nicht wenigen guten waren weitgehend unfrei, waren zur Bedeutungslosigkeit verurteilt und traten im kirchlichen Reformwerk hinter den großen Äbten von Cluni stark in den Hintergrund.

[4] Trotz allen Untersuchungen, die seit einem Jahrhundert von den verschiedenen Autoren über das Constitutum Constantini angestellt worden sind, kann die Frage nach den Urhebern, der Zeit und dem Orte dieser großen Fälschung noch nicht eindeutig beantwortet werden. Auch katholische Autoren geben heute zu, daß daran auch römische Kreise beteiligt waren — nach Bihlmeier-Tüchle bei den Verhandlungen des Papstes Stephan II. mit König Pippin in Quierzi und Reims, nach Buchner in den Verhandlungen Stephans IV. mit Kaiser Ludwig d. Fr. (816). Fest steht nur, daß das Constitutum Constantini erst seit dem 11. Jahrhundert in den päpstlichen Aktenstücken deutlich erkennbar ist und daß im 12. Jahrhundert mit Arnold von Brescia der Kampf gegen es beginnt, ein Kampf um die Echtheit, der sich bis ins 19. Jahrhundert hineinzog, und dies, obschon bereits im 15. Jahrhundert der deutsche Humanist und Kardinal Niklaus von Kues, der englische Bischof Pecock von Chichester und vor allem der italienische Humanist Lorenzo Valla die Unechtheit des Constitutum mit historischen Gründen erwiesen hatten. Die Theologen und Kanonisten, die meinten, mit der Verteidigung der Echtheit der Sache des Papsttums und damit der Sache Gottes einen Dienst zu erweisen, hatten offenbar die oben angeführten Worte des Stifters der Kirche (Jo 18, 33 ff.) ganz aus den Augen verloren und reihten sich damit unter die unbelehrbaren Traditionalisten des ersten Teiles dieser Studie.

sten zu entbinden, die unbußfertige Übeltäter waren. Von diesem Rechte machten Gebrauch Gregor VII. 1076 und 1080 gegenüber dem deutschen König Heinrich IV., Innozenz III. 1209 und 1212 gegenüber dem englischen König Johann ohne Land, Gregor IX. (1227) und Innozenz IV. (1245) gegen Kaiser Friedrich II.

Das Absetzungsrecht von Fürsten

Da die Völker dieses Absetzungsrecht des Papstes damals unter den gegebenen Verhältnissen eher als Wohltat empfanden, stellten sie es grundsätzlich auch nicht in Frage, sondern betrachteten es als ein Vorrecht des Nachfolgers Petri, des Inhabers der höchsten Schlüsselgewalt, obschon dieses Recht in Wirklichkeit nur ein Amalgam verschiedenster zivilrechtlicher und politischer, religiöser und geistlicher Ideen von sehr verschiedener Tragkraft war. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß dieses Recht auch dann noch von den Päpsten und den römischen Theologen und Kanonisten beansprucht wurde, als die Gesamtlage im Völkerleben gänzlich anders geworden war. Zum letzten Male wandte Papst Pius V., als treuer Geisteserbe des überstrengen Paul IV., dieses Recht 1570 gegen die englische Königin Elisabeth I. an, obschon wenig Aussicht bestand, daß dieses Urteil ausgeführt werden könne und obgleich durch dieses Urteil die zahlreichen englischen Katholiken in den größten Gewissenskonflikt hineingeworfen und den königlichen Henkersknechten geradezu «ans Messer geliefert» wurden.

Was Gregor VII. aus höchstem christlichem Idealismus heraus im Dictatus Papae als Regierungsprogramm aufgestellt hatte, dies in die Tat umzusetzen erlaubten Zeitumstände und geniales Herrschertalent erst Innozenz III. (1198—1216). Sein tatkräftiges Einschreiten gegen die meisten Fürsten Europas, wenn sie das natürliche und das kirchliche Recht mißachteten, unterschied sich kaum noch von einer Universal-Monarchie des Papsttums. Aber auf welch schwachen Füßen diese stand, zeigten einerseits die Begegnung dieses größten und mächtigsten Papstes des Mittelalters mit dem Armen von Assisi, anderseits die Tragödie von Anagni (1303).

Dr. P. Theodor Schwegler, OSB
Einsiedeln

(Fortsetzung folgt)

Was der Muttergottesverehrung schadet

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um die Frage, ob die Mutter des Herrn verehrungswürdig sei. Welcher Katholik könnte im Ernst daran zweifeln? Es ist sicher, daß die Marienverehrung im Laufe der Jahrhunderte gewachsen und vertieft worden ist. Auch in diesen Fragen kann man von einer dogmatischen Entwicklung reden. Ferner muß man zugeben, daß Andachtsformen von der völkischen Eigenart beeinflußt und mitgeprägt werden. Es könnte daher recht unklug sein, wenn man Andachten und Formen der Verehrung, die in einem Lande üblich sind, ohne weiteres auch in einem anderen, charakterlich verschiedenen Volke einführen wollte. Besonders lebendig steht die Mutter des Herrn im Frömmigkeitsleben der Gegenwart, so daß man geradezu von einem «marianischen Zeitalter» gesprochen hat. Damit aber kann der Katholik bisweilen vor heikle Fragen gestellt werden.

Ganz allgemein gesprochen sind hier zwei Haltungen zu unterscheiden. Die eine Gruppe stürmt voran. Sie verlangt immer wieder nach neuen Dogmen und liturgischen Festen[1]. Im Ausdenken von neuen Formen marianischer Frömmigkeit ist sie unermüdlich. Die Liebe und Begeisterung für die Muttergottes reißt diese Christen zu bisweilen recht kühnen und gewagten Äußerungen und Redewendungen hin. Zwar ist die Liebe immer kühn und legt nicht jedes Wort auf die Waagschale. Wie nüchtern wäre sonst das Leben! Stehen aber diese Überlegungen mit der gesunden Lehre und dem Dogma nicht mehr im vollen Einklang, so könnte das für die wahre Frömmigkeit bedenklich sein.

Die zweite Gruppe beobachtet größere Zurückhaltung. Es gibt Theologen, die vor gewissen Bestrebungen warnen. Sie sind kühler und manchen Äußerungen marianischer Andacht gegenüber reservierter. Es wäre ganz gewiß gegen die Liebe — wird da nicht selten intra muros gefehlt? —, wenn man die Orthodoxie und echte Frömmigkeit dieser Katholiken verdächtigen wollte. Diese Priester und Laien tragen wohl eine ebenso tiefe und echte Muttergottesliebe im Herzen wie die Vertreter der ersten Gruppe. Weshalb sollte man Gliedern der Kirche das Recht streitig machen, in manchen Fragen eine reservierte Haltung zu zeigen, solange das kirchliche Lehramt nicht gesprochen hat? Das «freie Wort in der Kirche» hat doch ganz gewiß auch in diesen Kreisen Heimatrecht. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb nur die Vertreter der ersten Gruppe dieses Recht für sich beanspruchen sollten. Bis zu einem gewissen Grade ist es psychologisch sogar sehr verständlich, wenn Überbordungen marianischer Frömmigkeit bei anderen nach Zurückhaltung rufen, und das vor allem in der Zeit der ökumenischen Bewegung[2].

In diesem Zusammenhang darf man wohl auf einen Artikel hinweisen, der im Jahre 1954 in der von französischen Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift «*Christus*» erschienen ist. Er hat nichts von seinem Werte eingebüßt. Im Gegenteil! Er ist auch heute noch sehr aktuell. Der bekannte Jesuit P. Henri *Holstein* gab seiner Arbeit den Titel: «*Du véritable amour envers Notre Dame.*» Der Verfasser machte dort auf etliche ungesunde und gefährliche Abirrungen in der Muttergottesverehrung aufmerksam. Ohne Zweifel brauchte es Mut, den Artikel zu veröffentlichen. Kann man doch dadurch bei nicht wenigen in den Verdacht kommen, nicht mehr ganz orthodox zu sein! Aus diesem Artikel seien einige Beispiele hervorgehoben, die uns wieder mahnen, trotz aller echten und wahren Begeisterung im Lobpreis der allerseligsten Jungfrau gewisse Grenzen nicht zu überschreiten und die Wahrheit nicht durch allzu kühne Redewendungen in Mißkredit zu bringen. Es ist ja selbstverständlich, daß sich jede Frömmigkeit und Andacht — nicht nur die marianische — an der gesunden Lehre der Kirche, am klaren Dogma orientieren soll. Das muß immer die negative Norm sein.

P. Holstein erwähnt zunächst den häufig zitierten Satz: «*De Maria numquam satis.*» Zwar analysiert er dessen Inhalt nicht näher. Ohne jede Einschränkung müßte es heißen: «De Christo numquam satis.» Er ist das Alpha und Omega. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit wesenhaft (Kol 2, 9). Wenn man aber das «numquam satis» auf Maria anwenden will, so müssen wir vorsichtiger vorgehen. Gewiß hat die demütige Magd des Herrn durch die Muttergottesschaft eine Würde erhalten, die alles menschliche Begreifen weit überragt. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß Maria ein Geschöpf ist. Deshalb müssen wir auch in ihrem Lobpreis die nötigen Proportionen wahren. Es geht kaum an, alle Übungen und Einfälle marianischer Frömmigkeit mit dem Satz «De Maria numquam satis» rechtfertigen und einen in sich zweifelhaften Standpunkt damit festigen zu wollen. Wohl aus diesem Grunde meint P. Holstein: «On n'a pas tort de mettre en garde contre

---

[1] Sehr eigenartig berührt es, wenn in Brasilien angeblich Stipendien für eine Million (sic!) Messen gesammelt werden, um die Dogmatisierung der universellen Gnadenmittlerschaft Mariens zu erflehen. (!) «SKZ», 25. Mai 1960.

[2] In einer sehr schönen Ansprache vom 24. November 1960 an den römischen Klerus hat der Heilige Vater ein ungewöhnlich mutiges Wort gesprochen. Er warnte die Priester vor «alcune pratiche o devozioni particulari forse eccessive nello stesso culto della Madonna, la cara Madre di Gesù e madre nostra ... e di alcuni Santi e Sante ... E' dovere del sacerdote guardarsi e mettere in guardia il popolo.» Vgl. «Osservatore Romano», 25. November 1960 AAS 1960, S. 969.

Es ist allerdings richtig, daß der Papst wohl vor allem «pratiche» und «devozioni» meinte, die in Rom und romanischen Ländern üblich sind.

cette déformation du principe, inconsidérément brandi[3].»

Fatima ist seit einigen Jahrzehnten zu einem der berühmtesten Wallfahrtsorte geworden. In einer Konferenz stellte ein Redner eine kausale Beziehung zwischen den Erscheinungen und dem politischen System des Ministerpräsidenten Salazar her. In seiner Begeisterung ging er so weit zu erklären, daß der wirtschaftliche Aufstieg Portugals durch die Ereignisse von Fatima mitverursacht worden sei. «Au contraire du système économique imposé par les Communistes, le système *issu de Fatima* fut souvent héroique... Ceci explique sans doute, pourquoi il s'avère un succès économique...» Kann man mit solchen Albernheiten die Muttergottes wirklich ehren! In der gleichen Konferenz versteigt sich der Redner zu einer noch kühneren Vision: «Si un miracle semblable venait à se produire en Russie, il pourrait très bien suivre le même processus...» Als ob die Erscheinungen der Muttergottes bezweckten, die politischen und ökonomischen Probleme zu lösen oder deren Lösung anzubahnen!

Die Muttergotteserscheinungen haben nicht die Aufgabe, der Kirche neue Lehren und Wahrheiten zu bringen. Die neutestamentliche Offenbarung ist mit den Aposteln abgeschlossen. Deshalb war die Behauptung eines bekannten Schriftstellers, die Erscheinungen von Fatima hätten eine ganz besondere theologische Bedeutung — une importance théologique toute particulière — eine nicht ungefährliche Übertreibung.

Der Artikel geht dann noch näher auf ungenaue und allzu gewagte Redewendungen ein, die im Zusammenhang mit der Mittlerschaft Mariens stehen. Da wird z. B. gesagt, Christus sei als Gott so erhaben und unerreichbar, daß wir die Vermittlung der Mutter benötigen. «Le Christ tellement Dieu, tellement élevé qu'il apparaît comme lointain et qu'entre nous et lui nous aurions besoin d'une médiation de Marie.» Vor diesem Gedanken hat schon P. Congar in seinem Buch «Le Christ, Marie et l'Eglise» gewarnt und ihn als zweideutig zurückgewiesen.

«Dans une pénétrante étude» liest P. Holstein, daß zwischen Christus und den Menschen eine unendliche Distanz bestehe (une distance infinie). Nur ein heiliges Geschöpf könne sie vermindern (diminuer du côté des créatures). «C'est ici que se présente la pensée de Marie.» Was damit gesagt werden will, ist klar. Unglücklich und falsch und deshalb auch gefährlich ist die Ausdrucksweise. Wie kann eine unendliche Distanz vermindert werden?

Heben wir aus dem Artikel der französischen Zeitschrift noch den Gedanken eines Publizisten hervor, den die Liebe zur Mutter des Herrn zu einer offenbar falschen «Stilblüte» geführt hat. Er meinte nämlich, Maria nehme in unseren Tagen immer mehr die Führung der Kirche in die Hand. «Marie prend de plus en plus, de nos jours, la régence de l'Eglise.» Was der Verfasser sagen wollte, ist wiederum klar. Ebenso klar ist aber auch, daß er sich höchst ungeschickt ausgedrückt hat. Der Inhalt dieses Satzes ist falsch. Christus ist auch im «marianischen Zeitalter» der Herr der Kirche.

Im deutschen Sprachraum können wir ebenfalls auf recht fragwürdige Redewendungen und Ansichten stoßen. In einem für das Volk geschriebenen Muttergottesbüchlein — das in der Schweiz herausgekommen ist — finden wir neben sehr schönen und treffenden Gedanken und Überlegungen auch folgende Erwägung: «Eine andere Folge (der Unbefleckten Empfängnis), die zwar mit weniger Bestimmtheit behauptet, aber doch ziemlich allgemein angenommen wird, ist der *Gebrauch der Vernunft seit dem ersten Augenblick ihres Daseins.* So war es der allerseligsten Jungfrau möglich, ihren Erschaffer und Vater seit diesem Augenblick zu kennen und seine Liebe mit der ganzen Glut der ihrigen zu erwidern.» Ist das wirklich eine Ansicht, die «ziemlich allgemein angenommen wird»? Man wird das kaum behaupten können. Wie soll diese Ansicht überhaupt theologisch solid begründet werden? Wenn solche, ganz ungewöhnliche Meinungen ins Volk getragen werden, so kann man sich mit Recht fragen, ob das der wahren Muttergottesverehrung noch förderlich sei. Die Theotokos ist nach der Lehre der Kirche so groß und so erhaben, daß sie es nicht nötig hat, mit solchen Erwägungen noch «größer» gemacht zu werden.

Auf dem Eucharistischen Kongreß in München hat ein Konferenzredner die Ansicht einiger Theologen des Mittelalters vorgetragen, nach denen die Mutter ihren göttlichen Sohn um die Einsetzung des Altarssakramentes gebeten habe[4]. Ist eine solche Ansicht überhaupt ernst zu nehmen? Wie soll sie wahrscheinlich gemacht werden? Die Gegenwart Christi im Altarssakrament ist nach der Lehre der Theologen ein «mysterium stricte dictum». Demnach hätte auch die Mutter des Herrn — ohne eine besondere Offenbarung — nicht im entferntesten an eine derartige Möglichkeit denken können. Aus diesem Grunde ist nicht einzusehen, wie Maria ihren göttlichen Sohn um die Einsetzung eines so erhabenen Geheimnisses bitten konnte.

In einer Litanei wird auch die unvernünftige Schöpfung zum Lobe der Muttergottes aufgerufen. «Es glänzt der Tau dir zum Preise, es singen die Quellen dir leise, es kündet der Bach deine Ehre... dich preisen die Vögel im Walde...»

Lassen sich solche und ähnliche Anrufungen theologisch rechtfertigen? Das Werk lobt den Meister. Für ihn ist es eine «gloria externa». Man kann sehr passend mit dem Psalmisten und anderen Texten der Heiligen Schrift die ganze Schöpfung zum Lobe Gottes aufrufen, denn «sie ist das Werk seiner Hände». Ferner kann man sehr schön die Engel und Heiligen — vernünftige Wesen — das Lob der Muttergottes singen lassen, wie das in einer anderen, prachtvollen, in deutscher Sprache abgefaßten Litanei geschehen ist. Es scheint aber klar zu sein, daß die unvernünftige Schöpfung Maria nicht preisen kann. Litaneien mit einem solchen Inhalt sollten wohl auch mit Rücksicht auf eine gesunde religiöse Erziehung unterbleiben. Ohne Zweifel besteht die Gefahr, daß dadurch bei nicht wenigen die marianische Frömmigkeit verbildet wird.

Es ist ferner wohl sicher, daß bei nicht wenigen Christen durch bisweilen geradezu abgeschmackte und kitschige Lieder und Texte die Muttergottesverehrung beeinträchtigt oder einer krisenhaften Erschütterung unterworfen wird. Beim Anhören solcher Lieder wird man gewiß nicht zum Beten angeregt. Das aber ist außerordentlich zu bedauern. Das Bild Mariens sollte man wahrhaft nicht mit welken und abgestandenen Blumen schmücken[5]!

Der Sinn dieser Erwägungen scheint klar zu sein. Für einen Katholiken besteht kein Zweifel, daß die Liebe zu Christus auch eine echte Liebe zu seiner Mutter beinhaltet. Denn «ihr Antlitz gleicht am meisten dem Antlitz Christi», wie Dante einmal sehr schön sagt. Die Jungfrau-Mutter, die Tochter ihres Sohnes, ist das demütigste und erhabenste Geschöpf, in dem die menschliche Natur so sehr geadelt erscheint, daß ihr Schöpfer es nicht verschmähte, Geschöpf zu werden[6]. In der Verherrlichung dieser Tochter Israels, die «alle Geschlechter seligpreisen», können die Linien und Grenzen aber leicht verschoben werden, so daß Aussagen und Redewendungen eine ungenaue, ja irrige Form annehmen. In diesem Punkt sind wir aber gerade heute recht empfindlich geworden. Deshalb ist es wichtig, die marianische Frömmigkeit auf die gesunde Lehre der Kirche, der Väter und großen Lehrer aufzubauen. Überlegungen, die dem gläubigen Volke vorgelegt werden, müssen vor allem solid begründet sein. Sie sollten nicht «gesucht» sein, sonst schaden sie. Auf diese Weise allein wird die Andacht und Liebe zur Mutter des Herrn in den Herzen der Gläubigen vertieft.

Fritz Weiß

---

[3] Der Satz «De Maria numquam satis» scheint auf den heiligen Bernhard zurückzugehen. Aber gerade er zog daraus nicht die Konsequenz, innerhalb der theologisch möglichen Meinungen immer nur das Höhere und Größere von Maria anzunehmen. Gegen die «Maximalisten» von damals leugnete er die Unbefleckte Empfängnis. Der Kirchenlehrer hat also einen nüchternen Gebrauch des Satzes vorexerziert.

[4] «SKZ», 10. November 1960.

[5] Was soll man z. B. dazu sagen, wenn in einer großen und feierlichen Prozession die Mutter des Herrn mit lauter Stimme angerufen wird: «Reine des fleurs, parfumez nos cœurs!» (!)

[6] Divina Commedia, Parad. 32, 85 und 33, 1.

Die Rassenfrage in New York

SOZIOLOGISCHE EINDRÜCKE EINES SCHWEIZERS

Rassenprobleme gibt es nicht nur in Südafrika, sondern auch in Amerika. Vor welch gigantische Entwicklungen und Aufgaben sich die Kirche in einer Weltstadt wie New York, diesem Schmelztiegel der Rassen und Nationalitäten, heute gestellt sieht, illustriert folgender Beitrag aus der Feder eines Benediktiners aus Fryburg-Uznach, der für seine künftige Missionsaufgabe in Nordamerika soziologisch geschult wurde und weite Gebiete der USA und Kanadas bereist hat. In der nächsten Nummer folgt vom gleichen Verfasser ein Beitrag unter dem Titel «Ein Stück Schweiz in einer amerikanischen Sekte». Der Verfasser hielt seine Beobachtungen in Rundbriefen fest, die er an einen Kreis von Mitbrüdern und Freunden in der Schweiz richtete und ursprünglich nicht für die Veröffentlichung bestimmt hatte. Aus diesen Rundbriefen, in denen sich seltene Beobachtungsgabe mit fesselnder Erzählerkunst verbindet, wurden die hier veröffentlichten zwei Artikel zusammengestellt. *J. St.*

Von den Spannungen zwischen Weißen und Schwarzen hörte ich zum erstenmal in Detroit, wo die weißen Hausbesitzer sich zusammentaten und scharf darüber wachten, daß kein Grundstück einem Neger verkauft würde. Das Unrecht ist offensichtlich. So werden Rassen- oder Religionsminderheiten (Porto-Ricaner, Juden, Katholiken etc.) in den USA diskriminiert, dachte ich bei mir. Heute, nach anderthalb Jahren Wohnquartier in einem typischen Negerviertel, verstehe ich das Problem besser und sehe auch den Standpunkt der Weißen[1]. Wie sieht denn unsere Umgebung drein? Der Neger lebt nach dem Motto Fasttag—Festtag: Fünf Werktage hungert er sich mit seiner Familie durch. Dann kommt der Freitagabend und mit ihm der Zahltag, und zwei Tage und zwei Nächte freut man sich des Lebens. Das Geld wird zum Fenster hinausgeworfen, ohne ängstlich für das Morgen bedacht zu sein. Während dieser Zeit ist man versucht zu glauben, der Neger sei erst gestern abend halb elf Uhr aus dem Urwald in dieses Quartier eingerückt. Ein paar Schnappschüsse am Samstag- oder Sonntagmorgen ergeben gekrümmte Verkehrstafeln, ausgerissene Autoantennen, gestauchte Hydranten, zerschlagene Scheiben, eine Unzahl von geschlissenen Whisky-Flaschen, gerammte Wagen, alte Polstermöbel mitten auf der Straße. Dazu die nie endenden, giftig tönenden Polizeisirenen, Gejohle, Gelächter, Geschrei und Autohupen die ganze Nacht. Kürzlich hat die Polizei unmittelbar vor unserem Haus auf junge Rauschgiftschmuggler geschossen. Etwas später, wiederum in einer Samstagnacht, als ich eben meine Predigt studierte, ist hinter unserem Haus ein Polizist nach einem Feuergefecht mit einem «Hold-up-Gangster» niedergestreckt und tödlich verwundet worden. Innerhalb eines halben Jahres wurden unserm Haus zwei Autos gestohlen und eines aufgebrochen. Selbstmorde und Messerstechereien (Männer, die ihren Gemahlinnen auf der Straße mit dem Metzgermesser nachrennen und sie dabei laut des Ehebruchs beschuldigen oder auch umgekehrt) sind an der Tagesordnung. Spätabends kam ich einmal heim, als ein Negermädchen schreiend daherlief, verfolgt von einem Mann, und unter einer Laterne wie tot zusammenfiel. Der Rohling wollte es in eine dunkle Straße zurückziehen, ohne daß einige Passanten dem Vorgang Beachtung schenkten. Das wurde mir zu bunt, und ich bewachte das Mädchen, bis drei Frauen es aufhoben und auf die Polizeistation brachten.

Als Priester riskiert man auch nachts nicht viel, weil die Neger außerordentlich abergläubisch sind und sich vor unseren «magischen Kräften» fürchten. Es kommt vor, daß man als «Mister Priest» von ihnen gegrüßt wird. Anders wäre es mir nachts auf den oft menschenleeren Straßen nicht recht geheuer. Auch so gehe ich immer in der Straßenmitte, wo man bei der größeren Übersicht gleich losspurten könnte!

Am Sonntagvormittag ist der Schauplatz, das Schlachtfeld der vorigen Nacht, in feierliches Schweigen gehüllt, und wenn der Rausch dann gegen Abend ausgeschlafen ist, macht man sich auf zur Baptistenkirche. Deren Pastor, der sich vor einiger Zeit zum Bischof befördert hat, muß offenbar seine räudigen Schäflein nicht gerade mit Sammethandschuhen anlangen (das gleiche gilt von den Negerpolizisten gegenüber ihren «Landsleuten» — oft geradezu grausam!); jedenfalls bat mich eines Abends ein leicht angeheiterter Baptist, ich solle ihn schlagen, wie es sein Pastor tue!

Wie gesagt, ist also unsere nächste Umgebung nicht katholisch und den Brüdern (Friars) gegenüber eher skeptisch. — Nicht weit von hier befindet sich aber auch eine katholische Negerkirche, St. Peter Claver, geleitet von vier vorzüglichen (weißen) Priestern. Ihre kleine, aber aktive Pfarrei besteht fast ausschließlich aus Konvertiten. Stammkatholiken sind fast nur die Neger aus Mittelamerika, z. T. französisch sprechend. An diesen Neuchristen kann man nun prächtig auch die Kulturmission unserer Kirche am Werk sehen. Ihr Betragen ist, verglichen mit dem unserer Pappenheimer, wie Tag und Nacht. Auch in ihrer Religiosität spürt man ein positives afrikanisches Erbe: Ihr liturgischer Gemeinschaftssinn (Osternacht!) ist verblüffend, ungezwungen und selbstverständlich, ihr Glaube kindlich und stark.

Leider hat die katholische Kirche die Negermissionierung in Amerika nie intensiv betrieben. In ihrem Wachstumsstadium war das begreiflich (ich meine im letzten Jahrhundert); aber daß sie auch heute noch zögert, nachdem sie im Norden voll ausgebaut ist und viele ihrer Glieder zur obern Mittelklasse gehören, ist außerordentlich bedauernswert. Hier einige Zahlen: Von den 17 Millionen amerikanischer Neger sind 8 Millionen protestantisch (meist Baptisten = ziemlich katholikenfeindlich) und 5¾ Millionen sind katholisch. Aus diesen letzten gingen 23 Negerbischöfe und nur 82 Negerpriester hervor, ein Zeichen, daß in den Seminarien des Südens schwarze Berufe unerwünscht sind oder wenigstens nicht genügend gefördert werden. Als Vergleich diene die Statistik der katholischen Indianer in Amerika: Von der halben Million Rothäuten sind 125 000 katholisch, mit 9000 Schulkindern und betreut von 236 Priestern, nämlich Franziskanern, Jesuiten und Benediktinern; in dieser Ordnung entsprechend ihrer Zahlenstärke. Die katholischen Laien der Südstaaten spannen mehr mit den nichtkatholischen Weißen zusammen als mit den schwarzen Glaubensbrüdern, auch der niedere Klerus ist nicht immer vorbildlich in dieser Beziehung. Leider gibt es solche Beispiele auch in den Diözesen New York (48 000 kath. Neger) und Brooklyn (19 000 kath. Neger[2]), wo die Integration von weißen und schwarzen Pfarrschulkindern vom Klerus oft ungenügend unterstützt wird.

Für mich hat der Negertyp trotz allen Schattenseiten (schlaflose Nächte, besonders im Sommer, wo man bei geschlossenem Fenster ersticken müßte!) etwas ungemein Sympathisches, tief Menschliches. Sein Antlitz hat so viel Tiefe, Ausdruck, Wärme, viel mehr als die geschminkten und gepuderten Bleichgesichter. Oft trifft man ganz wunderschöne Menschentypen, oft sehr vergeistigte, aber auch wieder ganz erdgebundene. Ein natürliches Schauspielertalent wird sichtbar, wenn ein paar Neger zusammenstehen und ein Spiritual ihre schlanken Glieder elektrisiert. Dann spürt man auch etwas von unsagbarem Heimweh und Sehnsucht: «When Moses went to the Holy Land — let my people go . . . »

Negerkinder sind besonders herzig; an Sommerabenden unterhalte ich mich oft mit ihnen. In unserem Haus haben wir einen Negerkoch, der ausgezeichnet kochen kann, wenn er will. Er ist sehr, sehr dreckig (Tassen, Teller, Löffel und Gabeln sind vor Gebrauch aus- und abzukratzen!), aber er hat ein goldiges Herz, ist immer zufrieden und fröhlich. Keiner von uns hat ein so herrliches Temperament — traurig, daß der Baptist die Bergpredigt besser versteht

[1] Obwohl man diesen Standpunkt, in seiner Gesamtbetrachtung, niemals rechtfertigen kann, weil das Betragen des Negers auf einen Mangel an Bildungs- und Erziehungsmöglichkeit zurückgeht, die ihm von der weißen Gesellschaft bewußt vorenthalten wurde und wird.

[2] Das ergibt zusammen schwach 7 % katholische Neger gegenüber den mehr als 900 000 nichtkatholischen Schwarzen in Neuyork.

als wir Professionals! Noch eine lustige Einzelheit, wie Neger sich soziale Stellung zu erwerben trachten: In der gesamten amerikanischen Gesellschaft ist ein wichtiges Symbol für Rang und Würde (soziologisch ausgedrückt: status symbol) das Auto. Wer das neueste Modell besitzt, hat es geschafft. Als *der* Wagen für wohlhabende Spießbürger gilt der Cadillac (obwohl Ford's Continental, in der gleichen Klasse, noch luxuriöser und teurer ist). Weil nun aber das durchschnittliche Salär der Neger sich unmöglich den ersehnten Cadillac leisten kann, tun sich so viele Negerburschen zusammen, bis es reicht, um dann den Wagen ihrer Träume im Turnus zu chauffieren...

Ein wichtiger Faktor in diesem ganzen Problem ist noch gar nicht genannt worden, nämlich die Bevölkerungsbewegung («Social mobility»). Was das für New York, seine Behörden, Planungskommissionen, Soziologen etc. heißt, davon kann man sich bei einem Vergleich mit Schweizer Verhältnissen unmöglich einen Begriff machen. «Social mobility» vollzieht sich in zwei Richtungen, horizontal und vertikal. Unter vertikaler Bewegung versteht man den sozialen Aufstieg einer Bevölkerungsgruppe. Beispiel: der Irländer oder der Italiener. Der einwandernde Großvater kam als armer Flüchtling oder Proletarier, ungebildet, der Sprache kaum mächtig, und — wenn Italiener — wahrscheinlich nicht hitzig katholisch. Dem Vater, also der zweiten Generation, gelingt schon eine High-School-Bildung, womit er eine Bankanstellung bekommt und ziemlich regelmäßig die Ostern macht. Für seinen Sohn hingegen, der Vollamerikaner ist, konnte er ein College-Studium bezahlen, und schließlich wird aus ihm ein tüchtiger Jurist und täglicher Kommunikant! (So fromm werden natürlich nicht alle Italiener, aber es ist etwas daran, obwohl ihre ärgsten Rivalen, die weniger tüchtigen Iren, die sich langsamer emporarbeiten, von den Italienern behaupten, daß sie nur dreimal im Leben zur Kirche gehen, nämlich «when hatched, matched and dispatched» — wenn ausgebrütet, gepaart und mause!) — Unter horizontaler Bewegung versteht man das Emigrieren und Immigrieren: von Land zu Land, Südstaaten — Nordstaaten, Land — Stadt, Stadtzentrum — ländlicher Vorort (suburban area), schlechteres Quartier — besseres Quartier. Eine solche Immigration von Negern hat nun auch in unserm Quartier gespielt. 1910 begann die schwarze Masseneinwanderung in das ursprünglich irische Quartier von Harlem (auf Manhatten), dessen Name heute mit dem Negerghetto schlechthin verknüpft ist. Erst in den dreißiger Jahren begannen die Schwarzen dort in größerer Zahl auszubrechen und sich auch in Brooklyn anzusiedeln. Mit dem Mietvertrag für die erste Negerfamilie (und erst recht mit dem ersten Hauskauf) ist der entscheidende Stein aus dem Gewölbe gebrochen, die weiße Front beginnt langsam aber stetig abzubröckeln. Der erste indignierte Weiße zieht aus; ein Appartement wird leer. Statt daß ein neuer Weißer dafür einzieht (was kaum vorkommt, wenn er vom lärmigen Vis-à-Vis vernimmt), ruft der Schwarze seine ganze Verwandtschaft mit Tanten, Onkeln, Vettern, Schwägern, Schwiegermüttern, Kind und Kegel hinein in die zweite Wohnung. (Wie viele darin Platz haben, kommt jeweils erst aus, wenn es brennt[3]!) Dann beginnt der Radau im betreffenden Straßenzug, die Mietpreise fallen, die Häuser verlieren an Wert. Dann kommt bald einmal der weiße Massenauszug[4]. Neureiche Neger kaufen die Häuser auf und betreiben die Rassenpolitik in ihrer Domäne mit umgekehrtem Vorzeichen. Von dieser Flucht machen nur Leute mit irgendeinem sentimentalen Anhänglichkeitsmotiv und ganz Arme eine Ausnahme. So also wechseln innert weniger Jahre ganze Quartiere ihre Farbe. Auch das Schicksal unserer 400 Mann starken Schule war damit besiegelt. Weiße Eltern sind nicht gewillt, ihre Kinder in schwarze Quartiere zur Schule zu schicken. Unser Superior (und zugleich Prinzipal der Schule) mußte deshalb vor zwei Jahren einen neuen Platz suchen, was seither für die 14 Brüder ein tägliches Hin und Her (mit ihren zwei Personenwagen) zwischen Friary (Wohnung) und der in einem deutschsprechenden Gebiet gelegenen Schule (ein Weg von 2×20 Minuten) bedeutet!

Noch trauriger ergeht es eigentlich den weißen Handwerkern, die ihren Arbeitsplatz nicht so leicht aufgeben können und deshalb nach dem Abzug ihrer gleichfarbigen Kunden brotlos werden. Leid tut mir z.B. mein tüchtiger Haarschneider, dessen Stühle auch am Samstagnachmittag leerstehen, und der vom schwarzen Hausbesitzer jeden Tag die Kündigung erwartet.

Katastrophal wirkt sich diese Migration auf Kirche und Pfarrschule aus. Wie über Nacht steht ein Pfarrer mit vier Vikaren sonntags plötzlich vor leeren Bänken; die mit riesigen Opfern erbaute Konfessionsschule für 1500 Kinder ist ausgestorben. Die Katholiken haben das «Ite, missa est» wörtlich genommen — was nun mit dem Klerus? Es fehlt oft am energischen Willen und sicher auch am Können, wieder ganz vorne anzufangen und eine Negerkirche aufzubauen. Kann man von einem 70jährigen Pastor wirklich verlangen, daß er so dynamisch ist wie der verstorbene Kardinal Suhard von Paris, und seine Vikare zu Straßenpredigern macht, weil die Baptisten sich weigern, seine Kirchen zu betreten? Auch für die Vikare kann diese Heidenmission an Heroismus grenzen, weil sie sich zuerst in eine ganz neue Mentalität einarbeiten müssen, alle Kassen leer sind und sie selbst von keinen Gläubigen mehr auf den Händen getragen werden!

Noch schärfer als bei den Negern stellt sich heute dieses Problem bei den Einwanderern aus Puerto Rico. Diese in Zentralamerika gelegene Insel ist seit 1898 amerikanische Besitzung, so daß deren Bewohner für eine Immigration in den Norden keinen amerikanischen Paß brauchen. Seit 1935 setzte eine intensive Abwanderung (fast ausschließlich) nach New York ein. Jeden Tag kommen neue Gruppen mit allen möglichen Fahrzeugen. Von gutgekleideten und «reichen» Heimkehrern haben sie von der Wunderstadt gehört und versprechen sich so eine goldene Zukunft. Was erwartet nun diese armen Südländer?

Ein erstes Handicap ist ihre spanische Sprache, die von der Neuyorker Gesellschaft nicht akzeptiert wird. Diesen meist wenig gebildeten Menschen bereitet aber das Amerikanisch ungeheure Schwierigkeiten. Nun muß also einer vor seiner Anstellung einen Kontrakt unterschreiben, von dem er kein Wort versteht. Für viele bedeutet das Ausbeutung und Hungerlöhne. Jede Schmutzarbeit (Dock, Subway, Ho-

[3] Ein Report der amerikanischen Regierung stellt fest, daß, wenn man die maximale Bevölkerungsdichte von Harlem auf den Rest von New York City übertragen würde, die Gesamtbevölkerung der USA in drei von den fünf Stadtteilen Neuyorks Platz hätte!

[4] In Chicago wandern wöchentlich 300 Weiße aus schwarzwerdenden Straßenzügen in die Suburbs ab, während in der gleichen Zeit 600 Neger deren alte Wohnungen füllen.

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

An die Pfarrämter und Rectores ecclesiae der Diözese Basel

Auf *Anordnung des Heiligen Vaters* (Epistola Apostolica «Celebrandi Concilii» vom 11. April 1961) soll in allen katholischen Kirchen der Welt vor dem Pfingstfest eine *Novene* gehalten werden, um Gottes Beistand für die Vorbereitung des Allgemeinen Konzils herabzuflehen. Wir verordnen, daß in den Tagen vom 12. bis 20. Mai nach der Zelebration der Pfarrmesse und der Meßfeier in den übrigen Kirchen und Kapellen das vom Heiligen Vater verfaßte *«Gebet zum Heiligen Geist für das Konzil»* gebetet werde. Wir empfehlen die Aussetzung des Allerheiligsten im Ziborium mit dem gewohnten Schlußsegen. Der Heilige Vater wünscht auch die Anrufung der Gottesmutter und des heiligen Josef. Auch sollen besonders die Seminaristen, die Schuljugend und die Kranken zum Gebet nach seiner Meinung aufgerufen werden. Die Familien mögen das genannte Gebet zu Hause gemeinsam beten. (Das Gebet ist erhältlich im Antonius-Verlag, Solothurn.)

† *Franziskus,*
Bischof von Basel und Lugano

tels, Spitäler) ist ihnen recht. (Für die in diesen «Berufen» alteingesessenen Neger stellen sie eine gefährliche Konkurrenz dar!) Am Werkplatz werden sie sogar vom Gewerkschaftsführer hintergangen, indem dieser mit dem Arbeitgeber einen sogenannten Sweetheart-Kontrakt schließt, d. h. Schmiergelder bezieht und dabei verspricht, daß er die Löhne, die oft unter dem Existenzminimum liegen (leider auch in katholischen Spitälern!), akzeptiert, seinen Leuten mundgerecht macht und verhindert, daß ein (gerechter!) Streik ausgerufen wird.

Mit der fremden Sprache bringen diese Menschen eine Kultur mit, die dem rigorosen Konkurrenzkampf des kapitalistischen Systems und der Vogel-friß-oder-stirb-Mentalität unmöglich gewachsen ist. Hier setzt das soziologische Denken ein, indem mit wissenschaftlichen Methoden gezeigt wird, daß, wie und warum beim Zusammenstoß zweier Kulturen mit ganz verschiedenen Wertsystemen Reibungen entstehen; warum Kinder von Puerto-Ricanern leichter jugendliche Delinquenten werden; warum Kooperative unter ihnen so guten Erfolg haben; warum diese katholischen Südländer von ihrem Glauben abfallen.

Ein Teamwork an der Fordham-Universität hat über eine Pfarrei im Norden der Stadt eine Spezialstudie (case study) gemacht und sie Kardinal Spellmann eingesandt. Dabei fanden sie in den Grenzen dieser einzigen Pfarrei 12 spanisch-orientierte store-front churches, meist Pentecostler und Adventisten. Eine store-front church ist eine Sektenkirche, die von außen wie ein Laden aussieht und eine Gruppe von 30 bis 150 Menschen umschließt, die alle einander kennen und sich mit der Lebensnorm des andern solidarisch erklären. Ihr Gottesdienst ist weitgehend Ausdruck dieses gemeinschaftlichen Fühlens, des Verbundenseins mit Gleichdenkenden. Die Ausdrucks*formen* sind charismatisch, Reden aus dem «Geist», plötzliche Erleuchtungen, Verzückungen. Lied, Gesang, Tanz fließen harmonisch aus ihren Gefühlen: jeder ist mit ganzer Seele dabei und fühlt sich nach der Isolation in der kalten Welt für eine Stunde geborgen. Das Dogma spielt keine große Rolle, zentral ist der Gedanke des Bruder-Seins und der Nächstenliebe. Leider ist in diesen 25 Jahren ein Großteil der Porto Ricans (wie wir sie nennen) der Kirche von New York verlorengegangen. Wie hätten sie sich in einem Sonntagsgottesdienst in einer großen, kalten Kirche irischer Prägung, wo sie von der Predigt kein Wort verstehen und die heilige Messe einem Schweigekomplott gleicht, heimisch fühlen können? Das haben die Sekten rasch begriffen und an allen Ecken und Enden der Stadt solche Ladenkirchen aufgetan. Heute ist sich die Hierarchie des Ernstes der Lage bewußt und unternimmt große Anstrengungen, aber wir sind wieder einmal zu spät gekommen! Schon heute leben in New York 700 000 Puerto-Ricaner und stellen in Manhatten 33 % aller Schulkinder (weil höhere Geburtenziffern). Die Prognose einzelner Demographen (= Bevölkerungswissenschafter) geht dahin, daß die Farbigen 1980 die absolute Mehrheit von New Yorks 17 Millionen Menschen ausmachen werden[5]! Für die katholische Kirche bedeutet das eine ungeheuerliche Umstellung. Soll die Mission erfolgreich sein, so hat der Großteil des Klerus Spanisch zu lernen und die Puerto-Rico-Kultur zu assimilieren. Seit zwei Jahren werden planmäßig Seminaristen auf die Insel geschickt, verbringen dort die Sommermonate und lassen sich von den Soziologen ihr verbogenes Weltbild korrigieren.

H. M.

[5] So wie Washington, D. C., heute schon zur Hälfte schwarz ist und die weißen Schulkinder nur noch einen Viertel ausmachen.

Die Passion der Kirche in Afrika

Kommunismus und Freimaurerei spielen in Afrika ein satanisches Spiel

Nach seiner Rückkehr aus Europa richtete Mgr. André Perraudin, Erzbischof von Kabgayi in Ruanda, an die Priester und Ordensleute seines Sprengels einen Brief, der den apokalyptischen Ernst der Lage, in der sich die Kirche in Afrika befindet, mit schonungsloser Offenheit kundtut. Wenn der Oberhirte schreibt, Kommunismus und Freimaurerei trieben in Afrika ein satanisches Spiel, so wird er seine Gründe und Unterlagen dafür haben, wenn er auch nicht alles sagen darf, was er weiß. Wir drucken den Brief von Mgr. Perraudin, der Schweizer ist und der Missionsgesellschaft der Weißen Väter angehört, als Zeitdokument auszugsweise hier ab.

Liebe Mitarbeiter!

Seit drei Wochen bin ich nun schon wieder unter Ihnen. Es ist mir hier nicht möglich, Ihnen eine Zusammenfassung zu geben von all den Reisen, die ich gemacht, von all den Schritten, die ich unternommen habe während meines Europaaufenthaltes. Bei allen meinen Besuchen und Begegnungen konnte ich feststellen, wie sehr man Anteil nimmt an unsern Sorgen in dieser schweren Zeit.

Ich habe viele großzügige Gesten und viel bewunderungswürdige Hilfsbereitschaft erfahren — trotzdem kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich Europa nicht im klaren ist über die Tragweite des Kampfes, bei dem es um Afrika geht. Kommunismus und Freimaurertum spielen dort ein satanisches Spiel, und die abendländische Christenheit hat noch nicht ganz begriffen, daß sich die Kirche, *ihre Kirche,* in Afrika in tödlicher Gefahr befindet. Man ist in Europa darüber so wenig und manchmal so falsch unterrichtet.

Ein Kreuzzug des Betens, des Opferns, des großzügigen Gebens wäre notwendig, ein Kreuzzug um Priester- und Ordensberufe: Mit dem gegenwärtigen Stand der Priester kann Afrika sich nicht retten. Es braucht dringend eine schnelle und wirksame Hilfe, und das in einer sehr reinen Absicht und in einer Perspektive der Kirche.

Ein Kreuzzug der Aufklärung wäre gleicherweise notwendig. Man müßte die Weltpresse aufrütteln, alle alarmieren, die das Schicksal der Völker in ihren Händen halten, ihnen ihre Verantwortung bewußt machen.

Der Kommunismus ist daran, Afrika zu überfluten, er ist vor unsern Türen. Der Kommunismus ist jedoch nicht nur ein politisches oder soziales System (und welch ein System!), er ist Irrreligion, Atheismus, Immoralität. Er ist Verneinung der menschlichen Person, er ist Lüge und Perversität.

Die Kirche darf in dieser Situation nicht schweigen. Wir stehen vor dem typischen Fall, in dem in einem gewaltigen Ausmaß christliche Moral und christliches Dogma untrennbar verbunden sind mit der politischen und sozialen Ordnung. Die Kirche muß aufklären, muß handeln mit allen verfügbaren Mitteln, muß den Christen ihre Aufgaben ins Gewissen rufen.

Laßt uns unsere Todesangst der Welt ins Gesicht schreien! Und was uns selbst betrifft, laßt uns nichts, aber auch gar nichts vernachlässigen, um uns zu festigen, um unsern Christen, insbesondere den Mitgliedern der katholischen Bewegungen, die Augen zu öffnen und sie zu ermutigen!

Laßt uns zu allem bereit sein — mit dem Kommunismus ist kein Kompromiß möglich!

† *A. Perraudin,*
Erzbischof von Kabgayi

Zur Ermordung des Kapuzinermissionars P. Lazarus Graziani in Angola

Am 26. März d. J. erhielten die Kapuzinermissionare von Angola in einem Rundschreiben Nachrichten über das Schicksal ihres Mitbruders P. Lazarus, der am 16. März in Pangala den Martertod erlitten hatte. Dieser Rundbrief gibt die wenigen Einzelheiten weiter, die P. Giancarlo, der Superior von S. Salvador, in einem Brief vom 24. März bekanntgab. Wir zitieren aus diesem Brief:

«... Wir können nichts als weinen über das leidvolle Schicksal, das unsern lieben P. Lazarus getroffen hat. Es braucht viel Mut meinerseits, um die Einzelheiten zu berichten, die ich vom einzigen Überlebenden des Blutbades von Buela, dem eingebornen Krankenwärter des Sanitätspostens, gehört habe. Er berichtet: P. Lazarus befand sich in Pangala, wo er am 15. März um sieben Uhr früh zusammen mit dem einheimischen Lehrer Tiburtius von einer protestantischen Horde, die von Buela gekommen war, feige überfallen wurde. Das war der Anfang seines Leidensweges als Märtyrer unseres heiligen Glaubens. Am folgenden Tag erschien der Anführer, gebürtig aus Cuxi in der Nähe von S. Salvador. Er wollte sofort wissen, wer dieser Weiße sei (das läßt darauf schließen, daß man P. Lazarus der Kleider beraubt hatte). Er bekam zur Antwort: ‚Ein Pater', was dort gleichbedeutend ist wie Priester-Missionar. Der Anführer frägt weiter: ‚Katholisch oder protestantisch?' Man sagt ihm: ‚Ein katholischer Pater', worauf jener Befehl gab: ‚Gut, bringt ihn um!'»

P. Giancarlo fährt in seinem Brief weiter: «P. Superior, was sie dann dem guten P. Lazarus angetan (wie ich es selber erzählen gehört), läßt mich erschaudern. Sie töteten ihn und zugleich Tiburtius nur nach und nach, und als sie müde geworden, warfen sie ihn ins Gebüsch. Einige haben berichtet, sie hätten ihn lange nachher in der Nähe der protestantischen Kirche von Buela beerdigen lassen, aber dies hat bis jetzt niemand bestätigt. Alles, was der Pater bei sich trug, von den persönlichen Gegenständen bis zum kleinen Tragaltar, haben sie zerstört, be-

mächtigten sich dann des Jeeps des ermordeten Missionars und zogen voll Siegestaumel davon. In Buela zerstörten sie ebenfalls alles, was zur kleinen Kapelle gehörte, die der Eingeborenenhäuptling Ivanoè gebaut hatte. Hochwürdiger Pater, ich bin überzeugt, daß P. Lazarus ein Märtyrer des Glaubens ist ...»

Diesem Brief, der das Wenige wiedergibt, das vom grausamen Tod von P. Lazarus bekannt ist, seien noch einige Einzelheiten aus dem Leben des Missionars beigefügt.

Angelo Graziani, der spätere P. Lazarus, wurde am 22. Oktober 1918 in Sarcedo als viertes von fünf Kindern geboren. Seine Eltern waren Kleinbauern. Mit 12 Jahren kam Angelo zuerst ins Kleine Seminar zu Rovigo, dann nach Verona. Als 18jähriger mußte er plötzlich ins dortige Spital eingeliefert werden wegen eines Anfalles von Bauchfellentzündung. Der Arzt hielt den Kranken für verloren. Der Vater berichtet darüber: «Ich blieb fünf Tage und fünf Nächte an seinem Krankenlager. Es war keine Hoffnung mehr vorhanden. Angelo konnte also nicht Priester werden, wie er es so sehnlichst gewünscht hatte. Im gleichen Saal lag, nur einige Betten weiter, eine Frau krank darnieder. «Ich opfere mein Leben für den jungen Kapuziner», vertraute sie ihrem Beichtvater an, damit er gesund werden und viele Seelen retten kann. Einige Tage später starb die Frau, und Angelo konnte bald darauf als Geheilter ins Noviziat der Kapuziner in Bassano del Grappa eintreten. Aus Dankbarkeit nahm er als Ordensmann den Namen Lazarus an, der ein Freund Jesu war und von ihm von den Toten auferweckt wurde. In Udine und Venedig machte er seine theologischen Studien und hatte u. a. als Lehrer den P. Hieronymus von Lelette, den gegenwärtigen Bischof von Padua. Kardinal Adeodato Piazza, damals in Venedig, erteilte ihm im Jahre 1944 die heilige Priesterweihe.» «Als P. Lazarus seine heilige Primiz hielt», erzählt die Mutter, «machte er mit seiner Schwester Wilhelmina aus, sie wollten beide in die Missionen gehen.» Es vergingen immerhin noch 13 Jahre, bis es so weit war. Unterdessen wirkte er in Portogruaro, Villafranca und Viggiù. Seine Schwester Wilhelmina starb schon 1945 als Missionsschwester im Alter von erst 31 Jahren.

Am Abend des Pfingstfestes 1957, es war der 9. Juni, erhielt P. Lazarus mit neun andern Mitbrüdern das Missionskreuz und die Sendung durch den damaligen Kardinal-Patriarch von Venedig, Roncalli, den jetzigen Papst Johannes XXIII. Dieses Missionskreuz hielt P. Lazarus umschlungen, als er gemartert wurde. Man könnte es ein prophetisches Wort nennen, das Kardinal Roncalli an diese jungen Missionare richtete: «Wer sagt mir, daß nicht einer von euch dazu berufen ist, dem Heiligen Geist mit dem eigenen Blute Zeugnis abzulegen? Wenn die göttliche Vorsehung dieses erhabene Zeugnis von euch fordern würde, so wäre es eine hohe Auszeichnung, euer Blut mit dem des Heilandes zu vereinigen, damit es zum fruchtbaren Samenkorn werde für Glaube und Heiligkeit.»

Bevor P. Lazarus im Juni 1957 nach Angola verreiste, kam er noch einige Tage heim zu seinen Eltern, die von Sarcedo nach Grumolo im Piemontesischen gezogen waren. «Da habe ich den Bericht von meiner Aussendung in die Missionen», sprach er zur Mutter. «Verzeih mir, der Wille Gottes ruft mich dorthin!»

Als P. Lazarus in Luanda, der Hauptstadt von Angola, eintraf, sagten die dortigen Christen: «Dieser Pater muß immer bei uns bleiben!» Und P. Lazarus stellte sich seinem Vorgesetzten vor mit den Worten: «Endlich bin ich da! Ich bitte Gott, daß er mir helfe, viele Seelen zu retten und für ihn zu sterben, wenn es sein muß, auch als Märtyrer.»

Im Dezember 1957 schrieb P. Lazarus nach Hause an seine Eltern: «Die Leute hier sind gut, aber man weiß nie recht, was sie denken. Wenige denken daran, sich zu bekehren, sie sind religiös kalt. Haben sie sich einmal bekehrt, muß man beständig auf der Hut sein, damit sie nicht zu ihren heidnischen Bräuchen zurückkehren. Wir werden aber arbeiten, soviel wir können zur Bekehrung dieser Schwarzen, welche nach so vielen Jahren immer noch nichts wissen wollen von Zivilisation. Sie hungern lieber, als daß sie arbeiten würden ...» Zwei Jahre später schrieb er u. a.: «Meine nächste Reise wird in das Innere des Landes sein, dorthin, wo man noch nie einen Priester gesehen hat.»

Anfangs März dieses Jahres unternahm er seine letzte Missionsreise. Es war an all den Orten, wo er hinkam, der nämliche Tagesplan: Am Abend seiner Ankunft versammelten sich die Christen des Ortes, und er begann seine Arbeit mit dem Unterricht, mit Beichthören und Bilderzeigen. Am folgenden Morgen galt es zu taufen, Kommunion auszuteilen, Ehen einzusegnen. Die Gläubigen machten eifrig mit. So ging es von Dorf zu Dorf, wohl über hundert Kilometer weit bis zur letzten Station Pangala. Dort wartete das Martyrium auf ihn.

Die Mutter des Missionars erzählt, ihr Sohn habe sie in der Nacht zum 16. März dreimal gerufen, und sie habe ihm geantwortet. Sie wußte natürlich nichts von der gespannten Lage in Angola, noch weniger von der «Mapapa-Bewegung», die vor 20 Jahren schon als politisch-religiöse Organisation von einem Schwarzen gegründet worden war. Die Kapuzinermissionare wußten, daß sich die Bewegung seit Mitte März mehr und mehr bemerkbar machte und ihre Pläne bis ins kleinste ausgearbeitet hatte. Eines ihrer ersten Opfer sollte P. Lazarus werden.

(Unter Verwertung eines Berichtes in «Orizzonti» von P. Gaudenz Wolf, OFMCap.)

40 Jahre Apostolische Administratur Innsbruck—Feldkirch

Am 9. April waren 40 Jahre voll, daß für den bei Österreich gebliebenen Teil Tirols und für Vorarlberg ein selbständiges Kirchengebiet als Apostolische Administratur Innsbruck-Feldkirch geschaffen wurde.

Im Herbst 1918 wurde durch die Besetzung des südlichen Teils von Tirol bis zum Brenner durch italienische Truppen mit einem Schlag der ganze Verkehr bis zum Brenner und der in Osttirol bis Innichen vollständig eingestellt, so daß sich die Notwendigkeit ergab, in Innsbruck eine Filiale des Ordinariates Brixen zu errichten. In den Novembertagen 1918 wurde der Weihbischof von Brixen und Generalvikar für Vorarlberg, Dr. Sigismund Waitz, dessen Ernennung zum Fürstbischof von Brixen nach dem Tode von Fürstbischof Franz Egger schon bald vollzogen worden wäre (er war ein Jahr Erzieher Kaiser Karls gewesen), zum Apostolischen Delegaten ernannt und ihm die in Innsbruck eingerichtete Filiale des Ordinariates Brixen übertragen. Als im Januar 1920 der Verkehr zum Brenner und im Pustertale wieder geöffnet wurde, hob Rom diese Regelung wieder auf.

Sowohl die römische Kurie als auch die italienische Regierung wären bereit gewesen, die Kosten für die ganze Einrichtung eines neuen Bistums Innsbruck mit Knaben- und Priesterseminar zu übernehmen. Auf inständige Bitten maßgebender Tiroler Stellen kam es nicht zur kirchlichen Zerreißung Tirols.

Mit Dekret der Konsistorialkongregation vom 9. April 1921, unterzeichnet von Kardinal De Lai, wurde für den bei Österreich gebliebenen Teil der Diözese Brixen eine Apostolische Administratur Innsbruck-Feldkirch errichtet. Durch dieses Dekret wurde der Teil der Diözese Brixen oberhalb des Brenners, der bei Österreich geblieben war, der Jurisdiktion von Bischof Waitz unterstellt. Für Innsbruck und Feldkirch wurde je ein Provikar bestellt (Innsbruck: Urban Draxl, Feldkirch: Franz Tschann).

Da aber eine Änderung der politischen Lage nicht mehr zu erwarten war, erfolgte ein weiterer Schritt Roms durch das Dekret vom 12. Dezember 1925, in welchem dem Apostolischen Administrator Bischof Sigismund Waitz alle Rechte eines Diözesanbischofs, auch der Cappa magna, eingeräumt worden waren. Damit hörte Waitz auf, Weihbischof der italienischen Diözese Brixen zu sein. Der Apostolische Administrator unterstand unmittelbar Rom, nur bezüglich der Appellationen beim kirchlichen Gericht in zweiter Instanz und der Teilnahme an Provinzialkonzilien war er dem Erzbischof von Salzburg als Metropoliten unterstellt.

Am 25. April 1921 war auch die Diözese Brixen, die am längsten von allen Suffraganen — fast ein Jahrtausend — zum Metropolitanverbande Salzburg gehört hatte, von demselben gelöst und immediat (unmittelbar Rom unterstellt). Eine gleiche Regelung war ein Jahr zuvor am 24. Februar 1920 hinsichtlich Trient erfolgt.

Das Konkordat von 1933/34 sah die Errichtung einer formellen Diözese Innsbruck-Feldkirch vor, doch war es dem damaligen Bundesstaat aus finanziellen Gründen nicht möglich, diese Regelung zu verwirklichen.

Am 10. Dezember 1934 wählte das Salzburger Domkapitel Bischof Waitz zum Fürsterzbischof von Salzburg. Der Sinn dieser damals viel diskutierten Wahl war wohl der, die drei Kirchengebiete Salzburg, Nordtirol und Vorarlberg unter einem Bischof stehen zu lassen. Erst die geänderten Verhältnisse nach 1938 machten eine Änderung notwendig. Mit 15. Oktober 1938 bestellte Papst Pius XI. den erst 35jährigen Regens des Priesterseminars Innsbruck, Dr. Paulus Rusch, zum Apostolischen Administrator unter gleichzeitiger Er-

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion:
Dr. Joh. Bapt. Villiger, Can.
Dr. Joseph Stirnimann
Professoren an der Theologischen Fakultät Luzern

Alle Zuschriften an die Redaktion, Manuskripte und Rezensionsexemplare sind zu adressieren an:

Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung» St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20

Für Inserate, Abonnemente und Administratives wende man sich an den Eigentümer und Verlag:
Räber & Cie. AG.
Buchdruckerei, Buchhandlung
Frankenstraße 7—9, Luzern
Tel. (041) 2 74 22

Abonnementspreise:
Schweiz:
jährlich Fr. 19.—, halbjährlich Fr. 9.70
Ausland:
jährlich Fr. 23.—, halbjährlich Fr. 11.70
Einzelnummer 50 Rp.

Insertionspreise:
Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 19 Rp. Schluß der Inseratenannahme Montag 12.00 Uhr
Postkonto VII 128

nennung zum Titularbischof von Lycopolis. Am 30. November 1938 erfolgte in St. Jakob-Innsbruck die Bischofsweihe durch Fürsterzbischof Sigismund Waitz.

Dieser Zustand ist bis heute geblieben. Die Erhebung der Administratur Burgenland zur Diözese Eisenstadt hat den Wunsch auch nach einer Diözese Innsbruck wieder wach werden lassen, ja auch Vorarlberg, das seit 1819 einen Weihbischof mit delegierter Jurisdiktionsgewalt hat, möchte selbständige Diözese werden und beruft sich auf die staatlich und kirchlich schon 1819 vorgesehene Regelung. Bei der Ausklammerung Trients wie Brixens aus dem Metropolitanverband Salzburg wurde diese Maßnahme nur als eine vorläufige bezeichnet und die Wiedereinverleibung in den Metropolitanverband mit Salzburg bei politischer Änderung in Aussicht gestellt. *K. P.*

NEUE BÜCHER

Kelly, Gerald: Der gute Beichtvater. Pastorale Anweisungen für den jungen Priester. Limburg, Lahn-Verlag, 1960, 156 Seiten.

Der Autor dieses wohl wertvollen kleinen Bandes steht vielleicht zu sehr auf dem Boden der Kasuistik und des Kirchenrechtes und zu wenig auf dem Boden der Moraltheologie. Zu Beginn des Buches vermißt man eine wenigstens kurze Schau des theologischen Inhaltes der sakramentalen Feier der Buße, aus der die richtige Haltung des Beichtvaters (und des Pönitenten) wachsen soll. Das Kapitel über die Behandlung der Rückfälligen vereinfacht zu sehr die Probleme und wird vor einem Theologen, der einigermaßen mit der modernen Psychologie vertraut ist, nicht in allen Punkten bestehen können. — Dennoch wird jeder Beichtvater diesen Band mit Nutzen lesen. Ausgezeichnet sind manche Anregungen in den Kapiteln über Klugheit, kluge Rücksicht, Beichtgeheimnis usw. Sehr gut ist das einleitende Kapitelchen über den christlichen «Gentleman». *P. Anton Bocklet, CssR*

Herrmann, Hilde: Schwache Punkte im Glaubensleben. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, Karolusdruckerei, 1961. 130 S.

Jeder Mensch hat mehr oder weniger schwache Punkte in seinem Glaubensleben. Die häufigsten schwachen Punkte zeigt uns dieses kleine Buch. Es seien nur einige angeführt: Der Heilige Geist, die Beichte, die Heiligenverehrung, der Rosenkranz — unmodern, das Menschliche in der Kirche, die Herz-Jesu-Verehrung etc. Für innerliche und nach Vollkommenheit strebende Menschen könnte dieses kleine Werk eine praktische Hilfe und ein guter Wegweiser sein, vielleicht aber auch für manchen Prediger und Vereinspräses. *P. Raphael Hasler, OSB*

Appel, Benedikt, Katholische Kirchengeschichte. Völlig neu bearbeitet von Josef *Fuchs*. München, Kösel-Verlag, 1960, 175 S.

In 67 Nummern werden die hauptsächlichsten Ereignisse der Kirchengeschichte dargestellt. Den Ausgangspunkt bildet meistens die Schilderung einer bedeutenden Persönlichkeit. Zur weiteren Auswertung werden jedesmal eine Reihe von Fragen angefügt und verschiedene Aufgaben gestellt, die den Schüler zur Mit- und Weiterarbeit anregen. Hinzu kommen zahlreiche Photographien und chronologische Übersichtstafeln. *G. Kalt*

Krein, Daniela: Die neue Oberin. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker, 1961, 212 Seiten.

Im Mittelpunkt des unterhaltsamen, mit würdigem Humor gewürzten Buches steht Sr. Gebharda, die mütterliche Filialoberin einer modernen Kongregation. Der Leser beobachtet ihre nach soliden asketischen Grundsätzen genormte geistige Entwicklung und religiöse Einstellung, bewundert ihr psychologisches Einfühlungsvermögen in die Charaktere und Bedürfnisse ihrer Mitschwestern, aber auch der zahlreichen Schülerinnen, Berufstätigen und alten Damen, die ebenfalls ihrer Verantwortung anvertraut sind. Daß eine so komplizierte Gemeinschaft die mannigfaltigsten Probleme zeugt, versteht zwar jeder, ist aber überrascht, wie souverän die neue Oberin mit ihnen fertig wird. Meisterstücke ihres pädagogischen Verstehens und Helferwillens sind die Gewinnung der beiden «schwierigen» Schwestern und deren Einordnung in die klösterliche Kommunität. Man liest das lehrreiche Bändchen mit Nutzen und Genuß und lernt unsere Ordensschwestern von einer neuen Seite kennen und wertschätzen. *P. Adolf Schurtenberger, OSB*

Sperling, Walter: Der Zauberkasten. Neue Zauberstücke für jung und alt. Mit 46 Abbildungen und Zeichnungen. München, Verlag J. Pfeiffer, 1960. 152 Seiten.

Das Buch enthält zur praktischen Durchführung der darin beschriebenen Zauberstücke auf den ersten Seiten zehn wertvolle Gebote für Zauberer, dann folgen in einfacher, leichtverständlicher Sprache Beschreibungen von 51 Zauberstücken. Klar und deutlich wird immer gezeigt, wie der Zauber eines jeden Stückes in einem Trick besteht. Leuten, die in den Vereinen die Aufgabe haben, zur Abwechslung mal einen Unterhaltungsabend einzuschalten, der zugleich auch lehrreich ist, kann dieses Buch wertvolle Dienste leisten und hohe Referenten-Honorare ersparen. *Conrad Biedermann*

Die Hegge. Unterwegs und Daheim. Schriften zur christlichen Bildung. Herausgegeben von Theodorich Kampmann und Luzia Glanz. Heft 11, 12, 13 (1958). Paderborn, Verlag Ferdinand Schöningh, zus. 168 Seiten.

Das erste Heft trägt den Titel: Wen ich begnadigen will. Christliche Daseinsformen im Spiegel der Gegenwartsliteratur. Die drei Aufsätze dieses Heftes sind das Ergebnis von Tagungen und Kursen der Schriftsteller Waugh, Lewis und Schaper. Der erste Aufsatz, «Die große Scheidung», berührt den Wesensunterschied von Himmel und Hölle. Der zweite Aufsatz heißt «Flucht vor der Wirklichkeit» und handelt von den Schicksalen des modernen Menschen in Ehe und Familie. Der dritte Aufsatz behandelt vier Romane von Edzard Schaper. — Das zweite Heft 12/13, ein Doppelheft, trägt den Untertitel «Unterwegs und daheim» und schildert eine Reise zum Sternenhimmel, also eine kleine Astronomie, aber auf religiöser Grundlage. Luzia Glanz beglückt den Leser mit einer längeren griechisch-türkischen Reise und verbreitet sich in 14 Seiten über «Gläubige Pilgerfahrt in russischer Dichtung». Außerdem finden sich noch einige kleinere Aufsätze von verschiedenen Verfassern. *P. Raphael Hasler, OSB*

Erstes Jahresgedächtnis für Prälat Dr. Josef Meier sel.

Am 4. Mai wird für den in den ersten Maitagen 1960 verstorbenen Prälaten Dr. Josef Meier das erste Jahresgedächtnis in der Hofkirche zu Luzern gefeiert.

19.45 Uhr: Totengedenkfeier.

20.00 Uhr: Opferfeier in Form einer Gemeinschaftsmesse, zelebriert vom hochwürdigsten Bischof von Basel und Lugano, Mgr. Dr. Franziskus *von Streng*.

20.45 Uhr: Gebet am Grab des Verstorbenen.

Wir laden vor allem die Präsides und Jungführer der Jungmannschaften und Jungwachten von Luzern und Umgebung zu diesem Gedächtnis für unseren vielverdienten Generalsekretär SKVV und SKJV ein (Fahnendelegationen erwünscht). *pb*

Barocke
Madonna mit Kind
Holz, bemalt, Höhe 132 cm.
Verlangen Sie unverbindliche Vorführung.
Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, **Basel,** Tel. (061) 35 40 59 oder (062) 2 74 23.
Alle Tage geöffnet, ausgen. Montag.

Billige Couverts
Occasion, farbig und weiß, alle Größen und Ausführungen einzig billig. Bitte Musterofferte verlangen.
Fr. Huber AG, Muri AG

Veston-Anzüge
kaufen Sie am besten bei Roos. Sie finden hier eine sorgfältig ausgewählte Konfektion, deren Stoffe speziell für Ihren Bedarf ausgesucht sind. Und, was nicht genug geschätzt werden kann: Bei Roos werden Sie von qualifizierten Fachleuten bedient, die auf alle Ihre Wünsche eingehen können. Jedes Kleid verläßt das Atelier erst nach gewissenhafter Kontrolle.
Leisten Sie sich das Bessere und verlangen Sie eine Auswahlsendung von Roos oder kommen Sie im Geschäft vorbei; es sind nur ein paar Schritte vom Bahnhof.
Roos TAILOR
Luzern, Frankenstraße 2, Telefon (041) 2 03 88

Schöne Figur des
Hl. Wendelin
Spätgotisch, Holz bemalt, Höhe 95 cm.
Verlangen Sie unverbindliche Vorführung.
Max Walter, Antike kirchl. Kunst, Aeschengraben 5, 2. Stock, **Basel,** Tel. (061) 35 40 59 oder (062) 2 74 23.
Alle Tage geöffnet, ausgen. Montag.

Diarium missarum intentionum
zum
Eintragen der Meßstipendien
In Leinen Fr. 3.80
Bequem, praktisch, gutes Papier und haltbarer Einband
Räber-Verlag, Luzern

ATELIER
FÜR KIRCHLICHE KUNST
ZEIER
GOLDSCHMIED
PLASTIKER
ST.-JOHANNS-VORSTADT 70
BASEL
TELEPHON 061 / 23 60 31

Bei Bedarf verlangen Sie unverbindliche Kostenvoranschläge über

Elektr. Kirchenglockenläutmaschinen (System MURI)
mit geräuscharmer Steuereinrichtung

Modernste Präzisions-Turmuhren (System MURI)

Revisionen, Neuvergolden von Zifferblättern. Umbau bestehender Turmuhren auf vollelektr. Gewichtsaufzug. Zeitschalter mit Wochenprogrammsteuerung. Programmschalter, Glockenspielapparate usw. Referenzen und Auskünfte durch die Spezialfirma

JAKOB MURI SURSEE Telefon (045) 4 17 32 oder 4 22 50

Vertretung und Servicestelle in der Ostschweiz **R. Egli,** Dipl. Elektro-Installateur, **Zuckenriet SG**

Meßwein
sowie in- und ausländische
Tisch- u. Flaschenweine
empfehlen
Gebrüder Nauer, Bremgarten
Weinhandlung
Telefon (057) 7 12 40
Vereidigte Meßweinlieferanten

Der Wallfahrtsort
Maria im Ahorn

bei Weißbad (Appenzell) bittet alle hochw. Herren Geistlichen, die mit **Vereinen** diesen **Wallfahrtsort besuchen,** sich auch immer **frühzeitig** und **bestimmt** bei **E. Broger, Ahornmesmer, anzumelden.** Telefon 8 73 89, **Appenzell. Schriftliche Anmeldung erwünscht.**

Jetzt schon an
Primizgeschenke

denken. Der Wunsch eines jeden Neupriesters ist: einen eigenen Meßkelch zu besitzen. Wir führen ganz neuzeitliche, formschöne Modelle wie auch in bisher üblicher Art. Primizkreuze, geschnitzt oder in Bronze oder Zement. Verseh-Etui mit allem erforderlichen Inhalt, Versehpatenen von einfacher bis zur köstlichen Ausführung, mit Emaildekor. — Kelchgarnituren. Für die Bekleidung: Meßgewänder, Chorröcke, bestickte Alben. Betstühle sind in 4 Modellen vorhanden.

Bitte verlangen Sie unsere unverbindliche Offerte oder besichtigen Sie unsere Auslagen in 3 Schaufenstern. Noch besser, wenn Sie uns besuchen. Wir beraten Sie gerne.

J. Sträßle, Kirchenbedarf, Tel. (041) 2 33 18, **Luzern.**

N E U E B Ü C H E R

Gaston Courtois, **Betrachtung — warum und wie?** Eine kurzgefaßte Einführung. Ln. Fr. 7.50.

Hans Heimerl, **Kirche, Klerus und Laien.** Unterscheidungen und Beziehungen. Kart. Fr. 14.—.

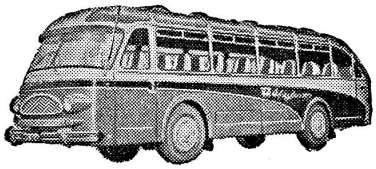
Wilhelm Hünermann, **Geschichte der Weltmission, Bd. 3:** Unter der Sonne Afrikas. Ln. Fr. 18.50.

Hans Zulliger, **Horde — Bande — Gemeinschaft.** Eine sozialpsychologisch-pädagogische Untersuchung. Ln. Fr. 15.85.

Buchhandlung Räber & Cie. AG, Luzern

Meßweine, Tisch- u. Flaschenweine
empfehlen in erstklassigen und gutgelagerten Qualitäten
GÄCHTER & CO.
Weinhandlung **Altstätten**
Geschäftsbestand seit 1872 Beeidigte Meßweinlieferanten Tel. (071) 7 56 62

Ausland-Reisen



15.—19. Mai 5 Tage Fr. 180.—	Mailand — **Padua** — Venedig — Bozen — Innsbruck
6.—21. Juni und 6.—21. Oktober 16 Tage Fr. 670.—	Nevers — **Lourdes** — Biarritz — **Fatima** — Madrid — Barcelona
4.—14. Juli und 29. Aug. bis 8. Sept. 11 Tage Fr. 440.—	Ars — Lyon — **Lourdes** — Biarritz — Barcelona
24.—29. Juli 6 Tage Fr. 245.—	Schwarzwald — Titisee — Amsterdam — Luxemburg — Straßburg
7.—12. August 6 Tage Fr. 245.—	Innsbruck — Salzburg — Wolfgangsee — **Wien** — München
21.—24. August 4 Tage Fr. 155.—	Innsbruck — Salzburg — Großglockner — Meran
12.—22. Sept. 11 Tage Fr. 440.—	Ars — Lyon — **Lourdes** — Marseille — Mailand

Gut organisierte Fahrten mit neuesten, bequemen Cars. 29 Jahre Erfahrung. Beste Referenzen. Ausführliche Prospekte durch

Tel. (041) 81 61 73 **J. Auf der Maur, Autoreisen, Arth**

M. F. HÜGLER, DÜBENDORF Industrieabfälle-Industrierohstoffe, Tel. (051) 85 61 07

Wir kaufen zu Tagespreisen

Altpapier aus Sammelaktionen

Sackmaterial zum Abfüllen der Ware stellen wir gerne zur Verfügung. Material übernehmen wir nach Vereinbarung per Bahn oder per Camion.

ARS PRO DEO

Aufklärung

Entegegen der frei erfundenen Gerüchte — die jeglicher Wahrheit entbehren —, daß wir unser bekanntes Kirchenbedarfsgeschäft verkaufen, teilen wir zur Beruhigung nochmals mit, daß die Firma nach wie vor seit dem Tode des Gründers und alleinigen Inhabers als Familienbetrieb weitergeführt wird.
Mit höflicher Empfehlung

J. Sträßle, Kirchenbedarf, Tel. (041) 2 33 18, **Luzern.**

BRIEFMARKEN

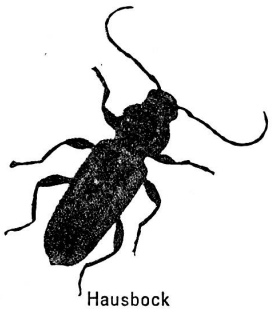
Zu verkaufen:		VATIKAN
Sede	(3)	5.50
Märtyrer	(6)	6.50
Obelisken (Flugpost)	(10)	10.—
Casimir	(2)	1.50
Antonius	(4)	2.—
Synode	(2)	—.80
Refugato	(4)	12.50
Pius X.	(3)	1.10
Misericordia	(10)	4.—
St. Vinzenz	(3)	2.20
St. Meinrad (Einsiedler Madonna)	(3)	1.75
Leo der Große	(3)	3.85

Schöne Ersttagsbriefe
mit farbigem Markenbild auf Kunstdruckpapier:

Lourdes	2 Briefe	4.—
Canova		6.—
Sede Schwarzdruck		6.—
Sede farbig		12.—
Radio		2.—
Obelisken	2 Briefe	15.—
Weihnachten		2.—
Casimir		2.50
Antonius		3.—
Synode		1.70
Refugato		15.—
Pius X.		2.—
Misericordia	(10) 3 Briefe	6.—
Weihnachten 1960		1.80
Vinzenz		3.—
St. Meinrad (Einsiedler Madonna)		2.60

Senden Sie mir Ihre Manko-Liste, auch für Liechtenstein
Liefere auch Vatikan-Marken im Neuheiten-Dienst

A. STACHEL, BASEL
Röttelerstr. 6 Tel. (061) 32 91 47


Hausbock

Merazol

schützt Holz vor

Hausbock
Holzwurm
Fäulnis

Beratung in allen Holzschutzfragen unverbindlich und kostenlos

Emil Brun Holzkonservierung **Merenschwand/Aarg.** Telefon (057) 8 16 24

MAI-LEKTÜRE

VEIT GADIENT
Mutter und Herrin
Lesungen für den Maimonat
136 Seiten. Kt. Fr. 6.60

RENE LAURENTIN
Der Sinn von Lourdes
84 Seiten. Ppbd. Fr. 4.90; kt. Fr. 3.90
Bietet Stoff für Predigten und Vorträge

OTTO HOPHAN
Maria, unsere Hohe Liebe Frau
4. Auflage. 435 Seiten. 1 Titelbild. Ln. Fr. 24.—
Eine Quelle für marianische Predigt und Katechese

Für PFINGSTEN

Veni Sancte Spiritus
Die schönsten Texte über den Heiligen Geist
Gesammelt von Y. d'Ormesson Arsène-Henry
Deutsche Ausgabe von Franz Rütsche
381 Seiten. Ln. Fr. 18.—

AMBROISE GARDEIL
Der Heilige Geist formt Christen
172 Seiten. Ln. Fr. 8.80

RÄBER-VERLAG, LUZERN

WEINHANDLUNG
SCHULER & CIE.
SCHWYZ und LUZERN
Das Vertrauenshaus für Meßweine u. gute Tisch- u. Flaschenweine
Telefon: Schwyz Nr. (043) 3 20 82 — Luzern Nr. (041) 3 10 77

RÜETSCHI A. G.
★AARAU★

Glockengießerei
H. Rüetschi AG., Aarau

Kirchengeläute
Neuanlagen
Erweiterung bestehender Geläute
Umguß gebrochener Glocken
Glockenstühle
Fachmännische Reparaturen

Jurassische Steinbrüche
Cueni & Cie. AG Laufen Tel. 061 89 68 07

liefern vorteilhaft:
Altäre, Taufsteine, Boden- und Trittplatten in Kalkstein, Marmor und Granit.

Berücksichtigen Sie bitte die Inserenten der «Kirchenzeitung»

Edle Weine
In- u. ausländischer Provenienz

Meßweine

Über 27 Jahre
kath. EHE-Anbahnung
durch die größte Organisation.
Neuzeitlich und diskret.
Prospekte gratis.
NEUWEG-BUND
Adresse: Fach 288 Zürich 32/E
Fach 25583 Basel 15/E